

„Der Mensch kann sich bewusst dafür entscheiden, das Feld seines Wohlwollens und seines Mitgefühls immer weiter auszudehnen.“



Das Spiel mit der Spaltung

Wir leben in einer Zeit der Polarisierung. Dahinter verbirgt sich die uralte Frage: Wer gehört dazu – und wer nicht? Das Gefühl von Fremdsein und Dazugehören ist evolutionär entstanden und hat stets die Geschichte geprägt. Sind daraus Einsichten für aktuelle Probleme abzuleiten? Ein Fokus zum Biologicum Almtal, das von 4. bis 6. Oktober in Grünau stattgefunden hat.

Redaktion: Martin Tauss

Spalten ist leichter als über die Grenzen hinweg zu verbinden: Unser evolutionäres Erbe richtet Mitgefühl primär auf die eigene Gruppe aus.

Begabt mit tierischem TEAMGEIST

Von Martin Tauss

Erdmännchen sind fotogene Tiere und auf YouTube bereits richtige Video-Stars: Sie können sich auf ihre Hinterbeine stellen und neigen zu kuscheligem Körperkontakt mit ihren Artgenossen. Wenn sie morgens ihre unterirdischen Bauten verlassen, stehen sie oft wie eine Fußballmannschaft bei der Hymne vor dem Match. Manche ihrer „Teamspieler“ haben eine Wächterfunktion: Sie sitzen vor dem Bau und schlagen Alarm, wenn ein Fressfeind sich nähert. Die ganze Mannschaft ist dann gewarnt.

Für Katharina Hirschenhauser dienten die putzigen Schleichkatzen als Paradebeispiel, um ein hochsoziales Gruppenleben im Tierreich zu verdeutlichen: Erdmännchen sind Bündnispartner in einem Netzwerk, bei dem durch Kooperation eine Schutzwirkung für die Gruppe erwächst. „Wenn ein Tier dem anderen hilft, können dadurch beide ihre direkte Fitness erhöhen“, sagte die Verhaltensbiologin in ihrem Vortrag beim Biologicum Almtal. Gut möglich, dass diese Kooperation als Nebenprodukt einer egoistischen Strategie entstanden ist, so Hirschenhauser. Denn nur die satt gefressenen Erdmännchen übernehmen die Wächterrolle, die noch dazu mit einem guten „Ansehen“ verbunden ist.

Das Urdrama der Evolution

Dass es im Tierreich „menschelt“ und es unter Menschen ganz schön tierisch zugehen kann, ist der Angelpunkt des Biologicum Almtal. Menschliches Verhalten verstehen zu wollen, ohne zugleich dessen biologisches Erbe in den Blick zu nehmen, wäre so, wie wenn man die Rechnung ohne den Wirt zu machen versucht. Das große Thema der heurigen Veranstaltung war „Dazugehören – fremd sein“: Zur Diskussion standen das universell zu beobachtende Abgrenzen von „den Anderen“ sowie die Bedingungen für ein „Miteinander“ über die Grenzen der eigenen Gruppe hinweg. Wie die politische und gesellschaftliche Realität zeigt, ist das alles andere als eine leichte Aufgabe. Das Spiel mit der Spaltung er-

scheint derzeit Erfolg versprechender. Liegt das vielleicht daran, dass es eher den biologischen Tatsachen entspricht? Die evolutionäre Logik von Fressen und Gefressenwerden ist schließlich wie ein blutiges Muster in den Teppich der Weltgeschichte eingewebt.

Weniger düster ausgedrückt: Weltgeschichte lässt sich bis jetzt als Fußballspiel begreifen, bei dem immer wieder aufs Neue das Match „Wir gegen die Anderen“ durchexerziert wird, unter heftigster emotionaler Beteiligung der Fans. Vielleicht ist Fußball deshalb das weltweit beliebteste Spiel, weil darin das Urdrama der Evolution leichtfüßig re-inszeniert wird. Die farbigen Dressen dienen als Symbolmarker der sozialen Identität: Sie stärken die Kohäsion nach innen und verdeutlichen die Rivalität zwischen den Gruppen.

„Für soziale Arten stellte die Gruppenzugehörigkeit schon immer einen Überlebensvorteil dar“, so Katharina Hirschenhauser. Das hat sich auch biologisch niedergeschlagen. Das Gefühl, ausgeschlossen zu sein, tut richtig weh: Forscher haben gezeigt, dass es dieselben Nervenzentren im Gehirn aktiviert wie körperlich bedingter Schmerz. Ebenso gibt es die natürliche Neigung, gegen Fremdgruppen rascher in Wut zu geraten und dieselben Ereignisse schneller als „unfair“ zu bewerten. Fußballstadien werden bekanntlich leicht zu „Hexenkesseln“, gerade auch wenn Fouls das Spiel beeinflussen und der Schiedsrichter die rote Karte zückt.

Tatsächlich zeigen Fußballanhänger eine größere Hilfsbereitschaft, wenn ein Fan der eigenen Mannschaft an Schmerzen leidet als ein Fan des rivalisierenden Teams: Sie sind dann eher bereit, selbst Schmerzen auf sich zu nehmen, um die des anderen zu lindern, wie eine Schweizer Studie gezeigt hat.

Bereits beim Blick ins Gehirn erkannten die Forscher einen größeren empathischen Impuls, wenn man dem Fan des eigenen Teams beim Leiden zusah. War es jemand von der gegnerischen Mannschaft, konnte es hingegen schon vorkommen, dass die Versuchsteilnehmer sogar eine geheime Freude daran verspürten, wie das Aufblitzen in den Belohnungsbahnen des Gehirns verriet.

Experimente mit Schmerz und Empathie

Um mit anderen Menschen in eine gute Beziehung zu treten, bedarf es der Empathie – der Fähigkeit und Bereitschaft, die Gefühlswelt der Anderen zu verstehen. „Doch unsere Fähigkeit zur Empathie wird durch das Faktum der Gruppenzugehörigkeit verzerrt“, erläuterte Claus Lamm beim Biologicum. Der Neuropsychologe präsentierte auch andere Experimente, die genau dies bestätigen: Wenn man etwa zusehen muss, wie mit einer Nadel in eine Hand gestochen wird, ist das Empathie-Netzwerk im Gehirn

„Weltgeschichte lässt sich bis jetzt als Fußballspiel begreifen, bei dem immer wieder aufs Neue das Match ‚Wir gegen die Anderen‘ durchexerziert wird, unter heftiger affektiver Beteiligung der Fans.“

stärker aktiviert, wenn die Hände der eigenen Ethnie angehören. Bei einer weißen Hand leiden weiße Versuchsteilnehmer also viel mehr mit als wenn die Hand schwarz ist. Ähnliches lässt sich beobachten, wenn in die Wange gestochen wird: Europäer sind empathischer mit kaukasischen als mit chinesischen Gesichtern. Und in einem Versuch mit jungen Frauen, die sich entweder

sehr freizügig oder stark verhüllt angezogen hatten, zeigte sich beim sexualisierten Auftreten eine verminderte empathische Reaktion der Versuchsteilnehmer.

Die Fähigkeit zur Empathie ist uns im Prinzip angeboren. Sie ist die Grundlage für prosoziales, helfendes und altruistisches Verhalten. Schon sehr früh sind Kleinkinder dazu in der Lage. „Wir sind von Natur aus darauf getrimmt, die Gefühle anderer wahrnehmen zu können“, so Lamm. „Doch unsere Empathiefähigkeit sowie auch das daraus folgende altruistische Verhalten können sehr selektiv und einseitig sein. Wir empfinden Empathie vor allem für Personen, die uns ‚ähnlicher‘ sind.“ Diese Ähnlichkeit kann biologisch sein im Sinne einer genetischen Verwandtschaft, oder auch kulturell: Dann betrifft sie die soziale Gruppenzugehörigkeit wie den Status und die gemeinsamen Werte – von der Religion bis zum geliebten Fußballverein.

„Mögen alle Wesen glücklich sein“

Grundlage für diese einseitige Ausrichtung scheinen biologische Mechanismen zu sein, die für unsere Evolution als „Herdentier“ wesentlich waren, resümierte Lamm: „Empathie alleine macht uns noch nicht zu ‚besseren Menschen‘. Wir grenzen dadurch nicht weniger aus, ja sogar das Gegenteil könnte eintreten.“ Das passiert, wenn man Empathie bewusst nur auf die eigene Gruppe beschränkt – so wie es etwa Donald Trump mit seiner „America first“-Politik betreibt.

Die gute Nachricht: Der Mensch ist seinem biologischen Erbe nicht hilflos ausgeliefert. Er vermag ethisch-moralische Prinzipien nicht nur theoretisch in die Welt zu setzen, sondern ist auch fähig, sie im Leben zu üben und zu kultivieren. Er kann sich bewusst dafür entscheiden, das Feld seines Wohlwollens und seines Mitgefühls immer weiter auszudehnen. „Mögen alle Wesen glücklich sein“, heißt es etwa in der buddhistischen „Metta“-Meditation. „Der Mensch hat ein enormes kooperatives Potenzial, auch zwischen Nicht-Verwandten und ohne Gegenleistung“, folgerte auch Katharina Hirschenhauser. Und unter günstigen Bedingungen zeigt sich bereits im Tierversuch: Helfen ist ansteckend.

KÖPFE DES BIOLOGICUMS

„Zugespitzt gab es immer zwei Möglichkeiten: die Fremden mit einem Fest zu empfangen oder aber ihnen ‚die Schädel einzuschlagen‘.“

Katharina Hirschenhauser

Die Biologin ist Professorin an der Pädagogischen Hochschule Oberösterreich. Aktuell betreibt sie Forschung zur Fachdidaktik Biologie und zur Verhaltensentwicklung von Schulkindern.

Foto: Josef Philipp



Claus Lamm

Der Psychologe ist Professor für Neurowissenschaften an der Universität Wien. Mittels Gehirnforschung untersucht er die Grundlagen von Empathie, Mitgefühl und prosozialem Verhalten.

Foto: Alexandra Muntneru



Das Gespräch führte Martin Tauss

„Vollkommen seelenruhig“ werde er in den Ruhestand treten, hat Kurt Kotrschal zu seinem 65. Geburtstag im Mai angekündigt. Nun ist es soweit – der Professor an der Uni Wien emittiert. Im Vorfeld des Biologicum Almtal bat ihn die FURCHE zum Gespräch: Angesichts des Themas „Dazugehören – fremd sein: Wir und die Anderen“ war es diesmal auch stark politisch geprägt.

DIE FURCHE: Ein neues Buch des britischen Journalisten Tim Marshall trägt den treffenden Titel „Abschottung. Die neue Macht der Mauern“. Nationalismus und Isolationismus haben heute wieder Hochkonjunktur. Ist diese Wiederkehr eine Reaktion auf das Scheitern einer grenzenlosen Globalisierung?

Kurt Kotrschal: Wir leben in einer Zeit des zunehmenden Gegeneinander. Das ist auch nicht verwunderlich: Konflikte, letztlich um Ressourcen, erwachsen aus Klimaänderung und Bevölkerungsdichte. Das war eine der Ursachen für den Syrienkrieg und ist auch der Hintergrund für die aktuelle Migration aus Afrika. Was erwartet man von einer Welt, auf der schon bald acht Milliarden Menschen leben? Die Globalisierung ist nicht gescheitert, sondern Faktum. Sie hat nur nicht zu den Ergebnissen geführt, die man sich idealistischerweise davon erhofft hat. Eigentlich gibt es die Globalisierung, seit unsere Vorfahren vor sechzigtausend Jahren aus Afrika ausgewandert sind. Und der Homo sapiens ist wohl die invasivste und mobilste Art, die es je gegeben hat. Umgekehrt waren Mauern die ersten Bauten von sesshaften Menschen. Man versuchte stets, sich gegen „die Anderen“ zu schützen. DIE FURCHE: Wir leben offensichtlich in einer Zeit der Polarisierung. Bei den Ausschreitungen von Chemnitz und Köthen etwa formierten sich Deutsche gegen Migranten, im Internet kam es postwendend zu einer Kampagne gegen „Hetze von rechts“. Aber auch anderswo verhärten sich die Fronten – wohin man blickt, überall taucht das Schema „Wir gegen die Anderen“ auf...

Kotrschal: Die rechtsextremen Aktivisten sind eine Minderheit; die Mehrheit der Bevölkerung will nicht an dieser Polarisierung teilnehmen. Aber es stellt sich die dringende Frage, wie man damit umgehen soll. In der Politik merkt man bis jetzt nur Ratlosigkeit. Die einen sagen, mit diesen Rechten wollen wir nichts zu tun haben: „Wer dort mitmarschiert, ist ein Nazi.“ Die anderen meinen, dass man mit denen doch reden muss. Und das ist auch das Einzige, das erfolgversprechend ist. Das hat man in Österreich in Bezug auf die FPÖ gesehen. Je länger die Partei ausgegrenzt wurde, desto stärker ist sie geworden.



Wie sieht ein Biologe die Sorgen bezüglich „Überfremdung“? Kurt Kotrschal über Globalisierung, Nationalismus und die Untauglichkeit des Rassebegriffs.

„Zu fürchten ist zunehmende POLARISIERUNG“

DIE FURCHE: Wie, glauben Sie, wird es weitergehen?

Kotrschal: Wenn man realistisch ist, muss man befürchten, dass die gesellschaftliche Polarisierung noch stärker wird. Wir erleben heute eine über Konzerne globalisierte Welt. Das ist wohl ein Grund für die Gegenbewegung der Renationalisierung, denn die Menschen fühlen sich zunehmend

„Moderne Genetik zeigt: Das stärkste Merkmal der Menschheitsentstehung waren eben die ständigen Wanderbewegungen und die fortlaufende Durchmischung.“

fremdbestimmt. Ebenso ist spürbar, dass die Börsennotierung der Betriebe nicht den allgemeinen Wohlstand vergrößert, sondern nur die Umverteilung von unten nach oben beschleunigt hat. Und die Regierungen merken, dass sie immer weniger zu melden haben. Bei der letzten Finanzkrise haben sie alle von Regulierung gesprochen, aber passiert ist zu we-

nig. Das heißt, wir warten schlicht auf den nächsten Crash. Wir leben in einem Wirtschaftssystem, das man offensichtlich nicht vernünftig steuern kann; zumindest ich habe da den Optimismus verloren. DIE FURCHE: Ist die Skepsis gegenüber Fremden eine der „mensch-



Foto: APA/Neubauer

lichen Universalien“, wie sie der heuer verstorbene Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt beschrieben hat?

Kotrschal: Bis in die Frühgeschichte lässt sich nachweisen, dass es hier zugespitzt immer zwei Möglichkeiten gab – die

Fremden mit einem Fest zu empfangen oder aber ihnen „die Schädel einzuschlagen“. Was passiert, hängt von unterschiedlichen Faktoren ab. Eibl-Eibesfeldt hat schon die richtige Diagnose gestellt: Er hat sich Sorgen gemacht, dass das Boot voll wird, und seine Sorgen bezüglich „Überfremdung“ waren nicht zu Unrecht. Dass es immer wieder zu Konflikten zwischen Migranten und Ansässigen kommen kann, sehen wir heute in aller Deutlichkeit.

DIE FURCHE: Kann man also sagen, sowohl die „Willkommenskultur“ als auch die Abwehr der Fremden zählen zu den „menschlichen Universalien“?

Kotrschal: Das ist tatsächlich ein weites Feld von Verhaltensweisen, vielleicht ganz ähnlich wie beim biochemischen Oxytocin-Effekt: Früher hat man gesagt, wir brauchen nur ein bisschen mehr vom Kuschelhormon Oxytocin im Körper, und schon lieben wir alle Menschen. So einfach ist das aber nicht. Oxytocin stärkt das Vertrauen und die Kooperation innerhalb der ei-

genen Gruppe, macht aber deutlich Fremden-skeptischer. Man hat hier paradoxe Wirkungen entdeckt: Mütter, die ihre Säuglinge gerade stillen, haben hohe Oxytocin-Spiegel und sind sehr fokussiert auf ihr Kind. Wenn aber das Kind gefährdet ist, können sie sehr aggressiv verteidigen. Auch diese Reaktion wird durch Oxytocin gefördert. Das Hormon stimmt also nicht immer liebevoll, sondern passt das Verhalten an die Situation an. So ähnlich ist auch die Sache mit der Xenophobie: Ob diese Anlage zum Tragen kommt, hängt stark von den Umständen ab. Sie ist nicht einfach „angeboren“.

DIE FURCHE: Lassen sich denn anhand biologischer Erkenntnisse Strategien zur Konfliktprävention ableiten?

Kotrschal: Da wäre ich sehr vorsichtig. Die Naturwissenschaften sind gut darin, Muster zu finden und Diagnosen zu stellen. Aber Handlungsanleitungen herauszufiltern, ist schon wesentlich schwieriger. Was man auf jeden Fall sagen kann: Menschen sind nicht beliebig; man muss mit den menschlichen Anlagen arbeiten, um eine Lösung zu erreichen. Im Kommunismus beispielsweise sollte durch umfassende ideologische Erziehung der „ideale Mensch“ geschaffen werden. Das klappt so aber nicht, denn man muss zunächst wissen, wie Menschen überhaupt ticken. Erst dann kann man versuchen, inner-

Thomas Schmidinger

Der gebürtige Vorarlberger ist Politikwissenschaftler und forscht bereits seit Langem zum Nahen Osten, zur Kurdenfrage, zum politischen Islam sowie zu Dschihadismus und Deradikalisierung.



Foto: Mary Kreuzer

Ilja Steffelbauer

Der Historiker an der Universität Wien beschäftigt sich u. a. mit der Sozialgeschichte von Krieg und Militär. Er ist Mitherausgeber einer mehrbändigen Reihe zu „Krieg und Gesellschaft“.



Foto: Ingo Perinamer

„Die meisten Menschen sind emotional nicht bereit zu töten, nicht einmal zu ihrem eigenen Schutz – man kann es ihnen aber beibringen.“

„Wir sind das Volk“

ist eine Parole, die in Deutschland zunächst bei Protesten gegen die DDR-Regierung zum Einsatz kam. Seit 2014 wird der Ausruf im Umfeld der rechtspopulistischen PEGIDA-Bewegung und bei Demonstrationen gegen Asylwerber verwendet (links).

halb der biologischen Rahmenbedingungen politische und gesellschaftliche Veränderungen zu erreichen.

DIE FURCHE: Sie schreiben, dass die Unterscheidung nach Rassen heute endgültig obsolet geworden ist – „Rasse“ im Sinne einer genetisch homogenen Population. Aber es gibt doch offensichtliche Unterschiede zwischen einem Mitteleuropäer und einem Schwarzafrikaner. Wie kann man diese dann benennen?

Kotrschal: Der kürzlich verstorbene Genetiker Luigi Luca Cavalli-Sforza hielt die genetischen Unterschiede zwischen den Ethnien für so gering, dass es nicht mehr gerechtfertigt sei, von „Rassen“ zu sprechen. Auch der Genetiker David Reich erklärt in seinem aktuellen Buch „Who we are and how we got there“, warum er vom Rassebegriff nichts hält: Egal, wie weit wir zurückgehen, Menschen haben nie für längere Zeit autochthon bzw. unvermischt in einem Gebiet gelebt. Das stärkste Merkmal der Menschheitsentstehung waren eben die ständigen Wanderbewegungen und die fortlaufende Durchmischung. Das lässt sich heute mithilfe der modernen Genetik genau nachweisen. Aber er

„Bei der letzten Finanzkrise haben alle Regierungen von Regulierung gesprochen, aber passiert ist zu wenig. Das heißt, wir warten schlicht auf den nächsten Crash.“

meint auch, dass es große biologische Unterschiede zwischen den Menschen gibt, weil die Anpassung an die lokalen Verhältnisse relativ schnell vonstatten geht. Die idealistische Geschichte, wonach wir zwar unterschiedlich aussehen, aber im Prinzip alle gleich sind, hält den aktuellen Ergebnissen nicht stand.

DIE FURCHE: Menschliches Verhalten schwankt zwischen den extremen Polen von Gewalt und andererseits Liebe und Mitgefühl. Gibt es auf der positiven Seite dieses Spektrums menschliche Verhaltensweisen, die biologisch nicht mehr zu erklären sind – zum Beispiel aufopferndes Verhalten, motiviert durch eine religiöse bzw. spirituelle Einstellung zum Leben? Anders gefragt: Gibt es in uns ein Potenzial, das sich von der Natur emanzipieren kann?

Kotrschal: Ich würde eher sagen, unser biologisch-evolutionäres Potenzial wird unterschätzt. Man könnte glauben, dass es im Wesentlichen aus kompetitiven und abgrenzenden Mechanismen besteht. Dem ist aber nicht so. Um auf Eibl-Eibesfeldt zurückzukommen: Auch er hat betont, dass sich Menschen gerade durch ihre Liebes- und Beziehungsfähigkeit auszeichnen. Beobachten Sie doch einmal Menschen in der Wiener Straßenbahn: Sie werden dort viel mehr nette Interaktionen sehen als bössartige oder gemeine. Man kann alles Mögliche in sich kultivieren, eben auch die Nächstenliebe, die Anlagen dafür haben wir.

Kurt Kotrschal

ist seit 1990 Leiter der Konrad Lorenz Forschungsstelle für Ethologie in Grünau (OÖ) und Professor am Department für Verhaltensbiologie der Universität Wien. Zudem ist er Mitbegründer des Wolfsforschungszentrums in Ernstbrunn (NÖ).



Foto: Getty Images / Anabelle Agency

Wie wird ein Mensch in bewaffneten Konflikten zum Killer? Die Geschichte zeigt: Erst wenn die Anderen genügend „fremd“ gemacht werden, lässt sich „erfolgreich“ töten.

Im Spiegel von Krieg und Frieden

| Von Ilja Steffelbauer

Der amerikanische Militärpsychologe Dave Grossman sammelte für sein Buch „On Killing“ Erfahrungsberichte von Soldaten über die grauenhaft intime Erfahrung des Tötens. Er bestätigte, was seit den bahnbrechenden Studien von S. L. A. Marshall während des Zweiten Weltkrieges nicht länger ignoriert werden konnte: Die meisten Menschen sind emotional und rational nicht bereit zu töten, nicht einmal zu ihrem eigenen Schutz – man kann es ihnen aber beibringen.

Seit Urzeiten bedienen sich unterschiedliche Kulturen unterschiedlicher Mittel, um dies zu erreichen. Kriegstänze und Trommelschlag, Drill und Feldmessen, Bootcamps und Exerzierübungen dienen dazu, Krieger in die geistige Verfassung zu versetzen, die nötig ist, damit sie ihr blutiges Handwerk ausüben können. Denn im Krieg geht es am Ende ums Töten – oder um dessen glaubhafte Androhung. Mittlerweile haben wir unsere Methoden verfeinert. Waren noch während des Zweiten Weltkrieges kaum 20 Prozent der Soldaten bereit, wirklich auf den Feind zu schießen, sind es heute aufgrund psychologisch fundierter Trainingsmethoden über 90 Prozent. Doch auch der Preis, den wir als Gesellschaft dafür bezahlen, ist gestiegen: Immer mehr Veteranen kehren als sogenannte „psychische Verluste“ nach Hause zurück. Nur die beeindruckenden Fortschritte in der Behandlung seelischer Erkrankungen – mit pharmazeutischen und anderen Mitteln – helfen, dieses unblutige Massaker zu kaschieren.

Das wichtigste Voraussetzung, um den Einzelnen zum Killer zu machen, ist die Herstellung psychologischer Distanz zum Tötungsakt und zum Opfer. Wer im

Feind sein „Alter Ego“ – in den unverblümteren Worten eines Veteranen „einen anderen armen Scheißkerl“ – erkennt, kann sich zur ultimativen Verneinung der Menschlichkeit nicht durchringen; kann nicht töten, besonders, wenn man dem Anderen dabei ins Gesicht sehen muss. Abstand – was wir zwischen Menschen auch „Fremdheit“ nennen – ermöglicht erst Mord und Gewalt.

Macheten und Maschinengewehre

Doch gerade das stellte und stellt die Kriegstreiber und Feldherren vor die größte Herausforderung, denn historisch kämpften meist Menschen gegeneinander, die sich ähnlich genug sind, so

„In Kreuzzügen oder Mongolenstürmen sind nicht überlegene Waffen die Sieger, sondern der Sieg über die Empathie ermöglicht erst ihren ungehemmten Einsatz.“

dass sie sich einig sind, worum es sich zu kämpfen lohnt. Die meisten gewaltsamen Auseinandersetzungen finden zwischen politischen Einheiten statt, die einander zum Verwechseln ähnlich sind: „Ich gegen meine Brüder, meine Brüder gegen unseren Cousins, wir und unsere Cousins gegen die anderen Clans in unserem Stamm, unser Stamm gegen die anderen Stämme, unser Volk gegen den Rest der Welt“, beschreibt für die längste Zeit der Menschheitsgeschichte die Bruchlinien, entlang derer organisierte Gewalt – Blutrache, Fehde oder Krieg – stattzufinden pflegte.

Wo die Linie gezogen wird, auf deren einer Seite „wir“ und auf deren anderer „die Anderen“ stehen, wechselt dabei ständig und zufällig. Dementsprechend waren die meisten Kriege der Vergangenheit weniger tödlich, als man erwarten

Nähe und Abstand

Wenn man im „bösen Feind“ letztlich nur sein „Alter Ego“ erkennt, fällt es selbst in der Kriegssituation schwer, sich zum Töten durchzurufen.

würde. Der Historiker G. B. Grundy verglich die Kämpfe zwischen den antiken griechischen Stadtstaaten mit Rugby. Was dann später die aus nächster Nähe feuern den Schützenlinien der Schießpulverzeit auszeichnete, war gerade ihr Mangel an Treffsicherheit. Mehr Menschen starben regelmäßig durch Kriegsfolgen – Hunger, Seuchen, Unfälle und Entbehrungen – als in der Schlacht. Überall, wo sich Ähnliche bekämpften, einigte man sich bald auf Regeln und Rituale, um die ohnehin schon durch die psychische Konstitution des Einzelnen stark beschränkte Tötungsgefahr noch zusätzlich einzuhegen. Olympischer Friede, Kriegerehre, Ritterlichkeit, Kriegsrecht, die Genfer Konvention, der Atomwaffensperrvertrag sind die jeweils zeitgemäßen Ausprägungen des universalen Menschheitsbedürfnisses, nicht töten zu müssen.

Fremdheit ermöglicht dort Gräueltat und Gewalt, wo sie zufällig vorliegt oder es erfolgreich gelingt, sie kulturell herzustellen. Dort, wo durch die Wechselfälle der Geschichte ausreichend verschiedenartige Gesellschaften aufeinander treffen, fallen die Schranken. In Kreuzzügen und Mongolenstürmen, bei der Conquista und in Kolonialkriegen sind nicht überlegene Waffen die Sieger, sondern der Sieg über die individuelle Empathie ermöglicht erst ihren ungehemmt tödlichen Einsatz. Der Genozid in Ruanda erinnert uns daran, dass es eigentlich keiner technischen Überlegenheit bedarf. Mit Macheten lässt sich ebenso erfolgreich töten wie mit Maschinengewehren: Es muss nur der „Nächste“, von dem man sich meist nur in vernachlässigbaren Details unterscheidet, ausreichend „fremd“ gemacht werden.



Der Krieg
Von Troja bis zur Drohne.
Von Ilja Steffelbauer.
Brandstätter Verlag 2017
320 Seiten,
geb., € 29,90

| Der Autor ist Historiker am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien |